

Ursula Walch

born@home

Erlebnisse einer weit
gereisten Hebamme



Ursula Walch

born @ home

Erlebnisse einer weit
gereisten Hebamme



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2018

1. Auflage Oktober 2018

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverfoto: Archiv Ursula Walch

Autorenfoto: Noa Walch

Druck: Printera

ISBN 978-3-903144-70-5



»Warum gerade diese Geburten?«,
wurde ich gefragt,
und ich antwortete:
»Weil sie Lebensspuren in
meinem Herzen sind.«

Inhalt

Vorwort	7
Unter Beduinen	
<i>Das fünfte Kind kommt ohne seine Plazenta</i>	14
Jana in Nöten	
<i>Manche Nabelschnur will es mehrfach</i>	52
Im Mondschein ins Tal	
<i>Der mühsame Abstieg zur ersehnten Wassergeburt</i>	75
Am Ufer des Titicacasees	
<i>Zwischen Ausgrabungen und Gebärtube</i>	96
Nebel in La Palmas Bergen	
<i>Ein nobler Tennisclub in Wien</i>	131
Eingeschneit im Doppelpack	
<i>Eine Zwillingengeburt im Skihotel</i>	141
Zwischen Chanel und Dior	
<i>Eine Parfümerie als Kreißsaal</i>	162
Unter Palmen	
<i>Die wundersame Befreiung von zwei Jahren Wochenbettdepression</i>	170

Vorwort

Ich hatte bereits viertausend Geburten in verschiedenen Ländern begleitet, als ich mich dazu entschloss, die außergewöhnlichsten von ihnen für ein Buch zusammenzustellen. Exemplarisch stehen sie für Situationen, die von der Schulmedizin schnell und gerne als besonders gefährlich und risikoreich eingestuft werden.

Während meiner elfjährigen Berufstätigkeit auf den Kanarischen Inseln arbeitete ich sowohl an der Universitätsklinik und in den Inselspitälern als auch in der freien Praxis als einzige freiberufliche Hebamme, eine oft nervenaufreibende Doppelbelastung, die nur mit Unterstützung meiner kooperativen Hebammenkollegen und -kolleginnen zu bewerkstelligen war. Sie ermöglichten es mir, mich zu jeder Zeit aus meinem 12-Stunden-Dienst im Krankenhaus zu stellen, wenn irgendwo eine Hausgeburt losging – ob bei einer Erst- oder einer Achtgebärenden, ob eine Beckenendlagen- oder Zwillingsgeburt – zu jener Zeit galten diese Geburten noch als »normale« Geburten und es war daher legitim, sie als Hausgeburten zu betreuen.

Daneben betrieb ich auf Teneriffa und danach auf der rund 80.000 Einwohner zählenden Insel La Palma eine Hebammenordination mit Geburtsvorbereitung, Vor- und Nachsorge. Zu Hause unterstützte mich mein Mann, damit ich zu jeder Tages- und Nachtzeit das Haus verlassen konnte, vor allem, als unsere jüngste Tochter noch sehr klein war. Noa, unser viertes Kind, kam auf La Palma im heimischen Pool zur Welt.

Die nachfolgend beschriebenen Hausgeburten, die im Zeitraum von mehreren Jahren und in unterschiedlichen Kulturkreisen stattfanden, geben nicht nur Einblick in das Geburtserlebnis an sich, es werden auch all die mit Geburt verbundenen Befürchtungen, Missverständnisse und Probleme angesprochen. Dabei geht es nicht nur um die Unsicherheiten und natürlichen

Engel Gabriel	
<i>Eine Geburt zwischen Rosenkranz und Heiligenbildern</i>	190
Mit Blasensprung noch schnell an Bord	
<i>Eine Beinahe-Frühgeburt zwischen zwei Inseln</i>	200
Ein kleiner, aber feiner Unterschied	
<i>Eine Namensverwechslung sorgt für Stress</i>	214
Unter Didgeridoo-Klängen	
<i>Voodoo-Zauber bei einer Geburt auf La Palma</i>	228
Die Amazone	
<i>Nach der Geburt sitzt Veronika wieder auf ihrem Pferd</i>	246
In allerletzter Sekunde	
<i>Ein kleiner King-Kong in Ljubljana hat es eilig</i>	257
Im Pförtnerhaus der Burgruine	
<i>Eine mystische nächtliche Odyssee</i>	268
Am Telefon: La Palma	
<i>Geburtsmanagement über 4.000 km Distanz</i>	284
Kärnten, einsames Alpental	
<i>Verkehrt herum und trotzdem zu schnell</i>	297
Nachwort	314

Ängste jeder werdenden Mutter, sondern auch um die in der modernen Gesellschaft geschürten Sorgen um das Kind, welche meiner Meinung nach hauptsächlich dazu dienen, die Frauen noch weiter zu verunsichern.

All diese Geschichten zeigen, wie natürlich, überwältigend und bereichernd eine selbstbestimmte Geburt sein kann. Jede Frau sollte darum wissen, bevor sie die Weichen stellt. Weichen, die vieles, wie einen vorschnellen Kaiserschnitt, nicht wieder rückgängig machen lassen. Oder Weichen für ein Geburtserlebnis, in dem sie auf einzigartige Weise die ungeahnten Stärken kennenlernt, die in jeder von uns Frauen schlummern.

Während meiner ersten Schwangerschaft vor knapp dreißig Jahren herrschte noch ein völlig anderes Verständnis von Schwangerschaft und Geburt. Es war zwar schon humaner als noch die Einstellung zur Zeit meiner eigenen Geburt, als Väter ihre Kinder nur durch die Glasscheibe gezeigt bekamen, doch regelten starre, absurde Eingriffe das Geburtsgeschehen und den Ablauf in den Kreißsälen. In den Großstädten wurden zwar die ersten Kurse für Schwangerenturnen angeboten, der Geburtsvorgang selbst war aber noch streng reglementiert und fremdbestimmt.

Ohne Internet und Geburtsvorbereitungskurse war es für mich damals als schwangere Studentin mühsam, eine Vorstellung von den auf mich zukommenden Herausforderungen zu bekommen. Nach Durchsicht der spärlichen Lektüre siegte letztlich der gesunde Menschenverstand, gepaart mit Instinkt und meinem grenzenlosen Optimismus. Ich erkannte nicht nur absurde, sondern auch gefährliche Praktiken, wie etwa den Dammschnitt, den ich zugunsten eines weiterhin glücklichen Liebeslebens tunlichst vermeiden wollte. Überzeugt, dass ich als gesunde Frau den Segen der Schulmedizin nicht benötigte, verdanke ich es nur meiner Hartnäckigkeit, meine Vorstellungen einer möglichst natürlichen Geburt in die Tat umgesetzt zu haben.

Ich fand die erste und damals einzige Gebärklinik Österreichs mit von Hebammen geleiteten Geburten. Die von Primar Dr. Alfred Rockenschaub geführte Semmelweis-Frauenklinik verzichtete auf sämtliche Routineinterventionen und besaß sogar einen ersten Gebärstuhl – ein Ungetüm aus Latex mit hoher Lehne. Ich war so begeistert, dass ich zwei Wochen vor dem errechneten Termin nach Wien zog. Und wurde für alle meine Mühen belohnt!

Diese tiefe Erfüllung und Bestätigung sowie das gewonnene Vertrauen in den eigenen Körper und meine Kräfte ließen in mir den Wunsch keimen, jenen Beruf zu ergreifen, der wohl zu den ganz wenigen archaischen in unserer zivilisierten Welt zählt. Ich wollte an dieser Schnittstelle des Lebens stehen und möglichst vielen Frauen und ihren Kindern die Erfahrung dieses überwältigenden Erlebnisses ermöglichen.

Ich war und bin bis heute davon überzeugt, dass dies der richtige Weg ist. Dass mein Traumberuf auch seine Schattenseiten hat, war mir ebenso klar wie die Tatsache, dass die Umsetzung meiner Vorstellungen ein mühsamer und konfliktreicher Kreuzzug werden würde. Es ist ein enormes Risiko, dem wir Hebammen täglich ausgesetzt sind. Ich spreche hier nicht von dem Risiko, Schäden an Mutter oder Kind zu verursachen – denn eine Geburt ist, entgegen aller Aussagen derer, die gut und gerne daran verdienen, ein sehr sicherer natürlicher Vorgang –, sondern von dem Risiko, existenzvernichtenden Klagen ausgesetzt zu werden. Es ist die krankhafte Vorstellung unserer Gesellschaft, dass alles machbar ist. Wenn dann doch einmal etwas passiert, muss ein Schuldiger vorgeführt werden, den man praktischerweise »per Kasse« sühnen lässt. Dies ist der eigentliche Grund, weshalb wir Hausgeburtshebammen eine vom Aussterben bedrohte Spezies sind. Dennoch habe ich meine Berufswahl nie bereut.

Meinen Eltern zuliebe schloss ich mein Dolmetscher- und Linguistik-Studium ab, bevor ich mit Ende zwanzig die Ausbildung an der Bundeshebammenlehranstalt Graz begann.

Ohne meine beiden Kinder und meinen akademischen Titel wäre es definitiv leichter gewesen. Neid und Missgunst, aber vor allem Unverständnis begegneten mir auf Schritt und Tritt. Doch ich war hoch motiviert, unterrichtete sogar noch nebenbei an der Volkshochschule und träumte davon, gemeinsam mit meinem Mann Peter, der gerade sein Medizinstudium abschloss, ein Geburtshaus zu eröffnen ...

Unsere Träume nahmen ein jähes Ende, als mein Mann eines Abends nicht nach Hause kam. Die Verständigung durch die Polizei gehört zu jenen Momenten in meinem Leben, die ich niemals vergessen werde. Für mich brach eine Welt zusammen. Peter überlebte den Autounfall, den ein alkoholisierte Lenker verursacht hatte, mit schwersten physischen und psychischen Verletzungen, unter denen die ganze Familie in den folgenden Jahren zu leiden hatte.

Ich zog die Konsequenzen und trat die Flucht nach vorne an. Spanischsprachig, mit langjährigen Freunden vor Ort und mit mittlerweile drei Kindern, schien Spanien für uns die Lösung zu sein. Mir bot das Land lukrative Verdienstmöglichkeiten, und meinem Mann half das günstige Klima bei seiner langwierigen Genesung. Spanien litt damals unter einem akuten Hebammenmangel. Wir verkauften Haus und Hof und packten den Container. Leider war Österreich zu dem Zeitpunkt noch nicht Mitglied in der EU, sodass ich aufgrund etlicher Ausbildungsdifferenzen genötigt war, weitere Qualifikationen an einer spanischen Universität zu erwerben, hatten spanische Hebammen doch eine fünfjährige universitäre Ausbildung zu bewältigen. Dieses in erster Linie auf die praktische Ausbildung bezogene *upgrading* kam mir in den elf Jahren beruflicher Tätigkeit nicht nur in den Inselspitälern zugute, sondern mehr noch bei meinen Hausgeburten in den entlegensten Tälern von Teneriffa und La Palma. Man macht im Leben also nichts umsonst.

In diesen Jahren betreute ich Geburten an Orten und unter Umständen, die in Österreich undenkbar wären, in Höhlen,

ohne Wasser, ohne Strom, im nur zu Fuß erreichbaren Gebirge. Nur auf das eigene Wissen, einen Fetal-Doppler, wenige Medikamente, eine Kiwiglocke und einen Ambubeutel für den Notfall angewiesen, reduzieren sich die Möglichkeiten und das Machbare der Schulmedizin. Und ihr Zauberwort heute, *evidence based*, ist gleich zu vergessen. Stattdessen lernt man vieles neu: Tasten und Fühlen, Horchen und Hören, Riechen und Spüren – und dadurch ein besseres Verstehen. Intuition, ahnendes Erfassen, die unmittelbare Erkenntnis, die sich aus der Disharmonie der Sinne ergibt, wird wichtig. Intuition ist ein Talent. Jede Kunst, auch die Hebammenkunst, bedarf neben fundiertem Fachwissen dieses Talents. Auch das macht die Faszination dieses Berufs aus. Neben der Tatsache natürlich, dass man – vom Sex einmal abgesehen – hautnah am wohl beglückendsten, persönlichsten, intimsten zwischenmenschlichen Ereignis teilnehmen darf, das in unserer so oberflächlichen und zweckoptimistischen Welt noch voll Magie und Überraschungen ist, voll wunderbarer Weisheiten und archaischer Wildheit.

Nach elf Jahren Inseldasein, in denen ich sehr viel reiste und nicht zuletzt dank Internet den Kontakt zu Österreich nicht verloren hatte, wurde ich mit der Erstellung des Lehrplanes für den Studiengang »Hebamme« an der Universität Graz beauftragt.

Durch mein Studium, mehrere Jahre Lehrtätigkeit und die nachfolgende Hebammenausbildung mit jahrelanger Berufserfahrung schien ich dafür wohl prädestiniert, sodass also tatsächlich die Rückkehr nach Graz erfolgte. Sie war ziemlich ernüchternd. Zum einen musste ich dem geburtshilflichen Establishment, der allmächtigen Ärztekammer und nicht zuletzt den Politikern in meiner Heimat akuten Realitätsverlust attestieren, zum anderen musste ich traurigerweise feststellen, dass die von den USA längst übergeschwappte Klagefreudigkeit das geburtshilfliche Klima mehr und mehr vergiftet hatte. Was war in der Zwischenzeit passiert?

Ich hatte sechzehn Jahre zuvor den Hebammenberuf ergriffen, weil ich anlässlich der Geburt meines ersten Kindes erkannt hatte, dass es bei dieser Tätigkeit absolut nicht gleichgültig ist, wer gerade den Job macht. Dass ein Gelingen und Umsetzen der Wünsche und Hoffnungen eines Paares neben dem Fachwissen vor allem von der Empathie, der Geduld und nicht zuletzt der Ehrlichkeit der Person abhängt, die der jungen, oft blauäugigen Mutter in den intensivsten und intimsten Momenten ihres Lebens zur Seite steht. Damals standen die Zeichen gut, diese Vorstellungen verwirklichen zu können.

Als ich in das geburtshilflich konservative Spanien gezogen war, hatte ich dort von Österreichs modernen Kreißsälen und dem glorreichen Aufbruch hin zu einer humaneren Geburtshilfe geschwärmt. Nun stieß ich nach meiner Rückkehr stattdessen auf total verunsicherte Frauen. Zwischen der etablierten Schulmedizin und den freiberuflichen Hebammen herrschte – und herrscht noch immer – eine Stimmung wie im Mittelalter, wo Demagogie und Aberglaube zu den bekannten Opfern auf den Scheiterhaufen führten ...

Seitdem bemühe ich mich mit Vorträgen, Kursen, Doula-Schulungen, als Mentorin an der Fachhochschule und international als Referentin und Projektleiterin, den Fokus wieder auf die Hausgeburt zu richten und ihr den zu Unrecht anhaftenden Makel von Rückständigkeit und Gefahr zu nehmen. Ich hoffe, dass auch dieses Buch ein wenig dazu beitragen wird.

Heute lebe ich mit drei meiner vier Kinder und meinem Mann in Graz. Als Autorin historischer und erotischer Romane schreibe ich gerade an meinem achten und neunten Roman. Daneben verfasse ich Kurzgeschichten und Fachartikel. Als Hausgeburtshebamme kämpfe ich nach wie vor gegen das geburtshilfliche Establishment, was oftmals mehr als frustrierend ist. In einem Land, in dem Hebammen nicht in die Schwangerenvorsorge eingebunden sind und sich unter der gesellschaftlichen Wahrnehmungsgrenze bewegen, nutze ich immer wieder die Gelegenheit, über den eigenen Tellerrand zu

blicken, indem ich mich so oft wie möglich internationalen Einsätzen widme. Ein spannendes Entwicklungshilfe-Projekt in der Westsahara ging nach einigen Jahren erfolgreich seinem Ende zu. In zahlreichen Einsätzen mitten in der Wüste überwachte ich den Bau von Gesundheitszentren und schulte Kolleginnen, aber auch traditionelle Laien-Hebammen für eine sicherere Hausgeburtshilfe. Etliche Wochen lebte ich mitten unter den Saharauis und erfuhr im traditionellen Zelt mehr über die muslimische Gesellschaft der Berber als dies aus Büchern o. ä. möglich gewesen wäre. Und schon arbeite ich an einem neuen Hilfsprojekt für das vergessene Volk in der Sahara ...

Abwechselnd mit den Fahrten in die Wüste unternehme ich Reisen in den Senegal. Nachdem ich im November/Dezember 2013 das Land bereist und zum ersten Mal direkten Kontakt mit der weiblichen Genitalverstümmelung hatte, ließ mich das Thema nicht mehr los. Im Frühjahr 2014 gründete ich meine eigene NGO SAAMA, Mitte 2015 folgte die Non-Profit-Organisation S.A.A.M.A. Senegal. Uns geht es darum, den betroffenen Mädchen und Frauen schnell und unbürokratisch medizinische und psychologische Hilfe zukommen zu lassen. Finanziert wird das Projekt gegen diese brutale, sinnlose Tradition aus Spendengeldern, privaten wie öffentlichen Subventionen (EZA – Entwicklungszusammenarbeit der Landesregierung). Über beide Projekte entstehen gerade Bücher ...

Dazwischen unternahm ich Reisen nach Argentinien, Chile, Bolivien und Mexiko: Vorträge auf internationalen Kongressen bestärkten mich in meinem Wunsch, mich für die Geburtshilfe in Lateinamerika zu engagieren. Ich knüpfte Freundschaften und nahm auch für meine berufliche Hebammentätigkeit vieles mit. Wenn man Augen und Ohren offen hält, lernt man nie aus.

Meine Botschaft aber ist überall dieselbe. Sie ist klar und simpel:

Use it or lose it – the wisdom of nature.

Jana in Nöten

Manche Nabelschnur will es mehrfach

»You don't make any interventions?«

»NO interventions!«, versicherte ich im Brustton der Überzeugung, der immer wirkte.

»Okay, that's the deal.«

Die jugendliche Stimme legte auf und ich hatte offensichtlich eine weitere slowenische Kundin gewonnen. Am selben Abend noch bekam ich eine Mail von Jana mit sämtlichen Daten.

Prezid, nahe Kočevje. Sofort zog ich Tante Google zu Rate, denn ich besaß wohl die Lizenz für Hausgeburten in Slowenien – übrigens zum damaligen Zeitpunkt die erste und einzige –, aber noch nicht diejenige für Kroatien. Hm ... schade. Die kleine Stadt Prezid liegt zwar zwischen dem Krainer Schneeberg, einer gebirgigen idyllischen Landschaft im Süden Sloweniens, und dem slowenischen Kočevje, befindet sich aber auf kroatischem Staatsgebiet.

Vor Jahrzehnten war das Gebiet zum Teil sogar noch deutschsprachig gewesen. Die Mehrzahl der Bevölkerung von Kočevje, vormals Gottschee, ist deutschen Ursprungs und soll von Bauern aus Kärnten und Osttirol abstammen, die um 1350 vom Grafen von Ortenburg hier mitten unter Slawen angesiedelt wurden. Gottschee war also eine Stadt im alten Herzogtum Krain im Kaisertum Österreich! Wie interessant ... Die Vorfahren meines Mannes waren Krainer und Ungarn, meine Russen und vor allem Spanier, und überhaupt und sowieso haben wir Mitteleuropäer vier Prozent Neandertalergene. Aber ich hatte nun einmal keine Lizenz für Hausgeburten in Kroatien. Sorry, schrieb ich Jana, aber das kann ich nicht machen.

Das sei kein Problem, schrieb Jana zurück, sie sei halb Slowenin und halb Kroatin und könne für die Geburt auch ein paar Kilometer weiter zu ihrer Mutter jenseits der Grenze ziehen. Wir vereinbarten ein gelegentliches Treffen und Ken-

nenlernen bei mir in Graz, das sie wie viele Ex-Jugoslawen mit einem IKEA-Besuch verbinden wollte.

Nicht, dass es südlich der Save keinen IKEA gäbe, ich fahre immer wieder am gelb-blau beflaggten schwedischen Einrichtungsgeländorodo nahe Ljubljana vorbei, aber die Sache ist die: Für ihren Einkauf in Österreich bekommen Kroaten und Slowenen die mitbezahlte Mehrwertsteuer zurück. Gut, das reißt jetzt einige, die in diesen Ländern mit ihrem deutsch-österreichischen Durchschnittseinkommen im Ruf von Weihnachtsmännern stehen, nicht unbedingt vom Hocker. Aber wenn man shoppen mit einem netten Besuch verbinden kann, warum nicht.

Zwei Monate später war es dann soweit. Wie immer war es ein Samstag. Weil die Fahrt weit und der Partner unter der Woche berufstätig war und Ikea auch Samstag bis am Abend geöffnet hatte.

»Bist du so nett ...?« Ich faltete einen Stoffsack und steckte ihn in den Einkaufskorb. »Ich bekomme gleich Besuch, deshalb ...«, rechtfertigte ich meine Entschuldigung, an diesem wunderschönen Frühlingstag nicht den wöchentlichen Bauernmarkt aufsuchen zu können und stattdessen meinen Mann zu schicken.

»Wieder einmal«, seufzte er. »Und wenn *ich* sie berate? Das ist in einer Stunde erledigt und dann kannst du, vom Markt kommend, all dein wunderbares Gemüse gleich verkochen!« Peter hasste Gemüse und überhaupt alles, was im Ruf stand, übermäßig gesund zu sein.

Ich verdrehte die Augen, sein Gelaber boshaft ignorierend. »Aus Krain«, betonte ich.

»Aus Krain, so so«, knirschte er, nicht sehr erfreut über die Aussicht, mit einem Korb von Marktstand zu Marktstand zu laufen, um noch einigermaßen knackige heimische Äpfel, Vogerlsalat und den ersten Spargel zu ergattern. »Die gibt es seit 1918 nicht mehr.« Gelassen säbelte er an Speck, Käse und Brot, und zwar in dieser Reihenfolge. Und wieder. Und wieder.

Ungeduldig beobachtete ich seinen bedächtig mahlen- den Unterkiefer. Die Marktstände schlossen zu Mittag! Irgendwann trommelten meine Finger auf die Arbeitsfläche. »Kraner bleibt Kraner, nicht wahr, und ich meine jetzt nicht die beliebten Heißwürste am Kiosk.« Es ging nichts über ein differenziertes Vorurteil. Den »Kranern« sagte man ja ziemlichen Jähzorn und Streitsucht nach. Peters Großvater mütterlicherseits hatte anno dazumal den Ruf, der größte Randalierer der obersteirischen Stadt gewesen zu sein, ein höchst zweifelhafter Ruf. Peter rührte sich nicht von der Stelle. »Hey, was ist los? Sind deine Hühneraugen schlim- mer als sonst?« Ungehalten hielt ich ihm den Korb mit dem Stoffsack unter die Nase.

»Der war gut. Ist der gemeinfrei?« Die blauen Augen blitz- ten belustigt.

Gott! Er konnte gar keinen Hunger mehr haben, schnaub- te ich, er säbelte nur noch rum, um mich zu provozieren. »Hundertprozentig. Aber es kommt noch besser: du kannst auch Noa mitnehmen.«

»Noch etwas?«

Ich wollte schon den Mund aufmachen und das Schlag- wort »Fitness« in die Debatte werfen, dass er zum Beispiel umweltschonend und muskelaufbauend mit dem Fahrrad hinfahren könnte, als es läutete. Besser so. Ich zuckte die Schulter und lief in den Garten, um den überpünktlichen Besuch zu begrüßen.

Peter verließ ebenfalls das Haus und schlenderte Richtung Garage. Wie zu erwarten ohne unsere Tochter. Molto italia- no gab sich Herr Walch, als er uns aus der Ferne zuwinkte.

Mit dem typischen Gang einer glücklichen Hochschwangeren watschelte eine sehr junge, sehr pummelige Frau auf mich zu. Ich hatte mich bei ihrer Stimme also nicht geirrt. Zur Verstärkung hatte Jana ihren Partner und ihren Herrn Papa mitgebracht und natürlich Sohnmann Oskar. Der kleine Piepmatz, selbst noch in den Windeln, saß auf den Schultern

seines Opas, der locker als sein Vater hätte durchgehen kön- nen. Skeptisch beäugte Oskar von oben herab unsere Hündin Akira, die schwanzwedelnd um Opas Beine strich.

Unser auf Englisch geführtes Gespräch ließ sich nur sto- ckend an, weil Oskar alle paar Minuten etwas anderes ein- fiel. Wir saßen an diesem schönen Tag im Spätfrühling im Garten und genossen die gegen Mittag schon recht warmen Sonnenstrahlen bei Kaffee und Kuchen. Um mehr Ruhe in die Unterhaltung zu bringen, sperrte ich Akira schließlich ins Haus.

»Danke«, seufzte der Opa, Oskar Senior. Auf Deutsch.

»Ein Krainer?«, fragte ich und er nickte. Na bitte.

»Meine Großeltern lebten in Gottschee und selbst meine Mutter spricht noch diesen seltsamen Dialekt ... Ich nicht, ich lernte Deutsch beim Roboti in München.«

»Mein Papa bot uns an, uns heute zu dir zu führen«, erklärte Jana. »Wir haben nämlich kein Auto. Und irgendwie hatte ich den Wunsch, dich vorher zu sehen.«

»Damit du dir ganz sicher sein kannst, dass es keine Inter- ventionen gibt, nicht wahr?«

Jana lächelte ertappt. Sie war gerade zwanzig geworden und ihrem glücklichen Lächeln in dem pausbackigen Gesicht nach zu schließen, schwebte sie immer noch auf Wolke sie- ben. Den Partner an der rechten Seite und den Vater an der linken, war in ihrem Leben noch alles eia popeia. Nur die erste Geburt war nicht nach ihren Wünschen verlaufen. Das tun sie in kroatischen Spitälern selten. Deshalb nahm die selbstbewusste Jana sie nun selbst in die Hand. Eine Was- sergeburt war geplant. Das künstliche Oxytocin als Auslöser sehr schmerzhafter Wehen und den obligaten Dammschnitt wollte sie kein zweites Mal erleben. Und aus einem uner- findlichen Grund hatte auch der Vater nicht bei der Geburt dabei sein dürfen, vom Großvater ganz zu schweigen. Das sollte nun alles ganz anders werden.

»Und? Bist du dir jetzt sicher?«, erkundigte ich mich und kam mir vor wie die Lieblingstante.

»Oh ja!« Janas große grüne Augen lachten.

»Gut dann nehme ich deine Daten auf. Jana Kovačić und Dorijan wie?«

»Martinec.«

Ich glaube, ihr Partner sagte den ganzen Besuch lang nicht mehr als dieses eine Wort.

»Und welche Adresse nehmen wir jetzt für die Geburt? Wo wohnt deine Mutter?« Ich hatte natürlich gegoogelt und die Strecke nach Prezid via Google Maps in Erfahrung gebracht. »Ich fahre immer so weit es irgendwie geht auf der Autobahn. Welche Strecke habt ihr denn genommen?«, wandte ich mich an Janas Vater. Auf meinem Smartphone suchte ich nach der genannten Gegend.

»Am besten«, meinte Oskar senior zu meinem Handy nickend, »fährst du Graz – Ljubljana – Škofljica – Prezid. Hier«, er tippte auf das Display, »kurz vor der Grenze wohnt meine Frau. Exfrau.«

Dahinter, auf kroatischem Boden, lag Prezid. 260 Kilometer gab der Router an und eine Fahrtzeit von drei Stunden sieben Minuten. Eine Strecke. Allein von dem kurz nach Ljubljana gelegenen Škofljica ging es eine Stunde lang direktissimo in den Süden. Bundesstraße. Die Strecke nach Ljubljana kannte ich inzwischen gut. Neu waren die sechzig Kilometer ab Škofljica, wo ich die Autobahn verlassen musste.

»Kommst du?«, forschte Jana, und konnte die Unsicherheit in der Stimme nicht verbergen.

Offensichtlich gab mein Ausdruck Anlass zur Sorge. Auch Oskar senior hatte ein Zögern nicht in Betracht gezogen und runzelte nun fragend die Stirn.

»Ja natürlich!«, versicherte ich schnell. »Ich muss nur eines wissen: Falls ich es nicht schaffe, also wenn es absehbar ist, dass ich erst nach der Geburt eintreffen werde, weil du mich zum Beispiel zu spät verständigt hast oder die Geburt wirklich so einen schnellen Verlauf nimmt, den man nicht abschätzen konnte, rufst du dann die Rettung, während ich unterwegs bin?«

»Nein!« Das Nein kam entschieden und scharf.

»Gut.« Ich nickte nur. Hätte Jana jetzt »ja« gesagt, hätte ich die Aktion abgeblasen. Ich war nicht scharf darauf, um zwei Uhr nachts irgendwo in der Pampa zu stehen und keiner ist da. Natürlich gibt es immer ein Risiko bei Einsätzen, bei denen man nicht im Voraus bezahlt wird, aber ich bin in Slowenien noch nie um meinen Verdienst geprellt worden oder hätte um mein Geld streiten müssen. In Österreich schon. Obwohl da die Krankenkasse einen Großteil übernimmt ...

»Dann lasst uns jetzt ein paar wichtige Details besprechen.« Mein Blick schweifte von Jana zu Dorijan, zu Oskar senior und wieder zu Jana zurück. »Du musst mich bei den ersten Anzeichen verständigen, ist das klar? Das ist wichtig. Auch wenn die erste Geburt lange gedauert hat, wird diese um einiges schneller gehen. Glaub es mir einfach. Du darfst also nicht warten, bis die Wehen so schmerzhaft sind, dass du dir denkst, jetzt wäre es schön, wenn Ursula kommen könnte. Denn von diesem Moment an werde ich drei lange Stunden nicht da sein, verstehst du?«

Jana steckte sich eine braune Locke hinters Ohr und nickte.

Wir gingen dann mögliche Anzeichen einer beginnenden Geburt durch und typische Erscheinungen wie Durchfall, Nervosität, häufiges Urinieren etc., die eine Geburt im Vorfeld ankündigen. Zig Male erlebte ich schon böse Überraschungen und unnötigen Stress, weil die zweite Geburt falsch eingeschätzt wurde.

»Vertraut einfach darauf: Anzeichen gibt es immer. Und es macht mir wirklich nichts aus, wenn ich zu früh gerufen werde. Ich haue mich dann einfach bei euch aufs Ohr, okay?«

Aus den Augenwinkeln beobachtete ich, wie Peter nach Hause kam, aber es dauerte dann noch eine ganze Weile, bis die Familie startklar war und sich Richtung IKEA aufmachte.

In Vorfreude auf frisches Obst und knackiges Gemüse räumte ich den Gartentisch ab und suchte die Küche auf. Nicht ahnend, dass sich irgendjemand über die Vorräte her-

machen könnte, schöpfte ich noch nicht einmal Verdacht, als ich beim Näherkommen Stimmen und Töpfeklappern hinter der Tür wahrnahm.

Die Küche sah aus wie Valdivia 1960, die älteren Chilenen erinnern sich noch. In meiner Küche war es nicht eine vom chilenischen Jahrhundertbeben ausgelöste Verwüstung – der Pazifische Feuerring liegt dazu einfach zu weit weg –, nein, Protagonisten dieser unfreiwilligen Realsatire waren Vater und Sohn. Sie kochten. Also Nico kochte und Peter gab Anweisungen, unterstützt von einem Wasserglas Rioja. Wobei Nico nicht viel hören durfte, denn im Ohr prangte ein pinker Ohrstecker, dieser lieferte ihm den Soundtrack seines schrägen, aber offenbar mittigen Lebens.

»Oh mein Gott!«, zeterte ich. Wie jedoch zu erwarten war, meldete sich der liebe Gott nicht selbst zu Worte, dagegen zitierte mein Mann den katholischer Ideen absolut unverdächtigen John Lennon. »*Life is what happens while you are busy making other plans.*«

»Ah ja. Und die *happiness*, die Küche wieder in den ursprünglichen Zustand zu bringen, habe ich dann ...«

»Entspann dich! Darf ich dir auch einen Aperitif mixen?« Peter grinste, als würde hier gerade das Normalste der Welt ablaufen. Tat es aber nicht. Sie kochten nie. Jedenfalls nie zusammen. Obwohl, von zusammen war ohnehin nicht die Rede.

»Aperitif? Den hattest du auch? Jetzt bist du ja offensichtlich schon bei der Weinbegleitung des Mittagessens.« Peters Grinsen wurde noch breiter. Ich setzte mich – der Stuhl war der einzige nicht belegte Platz –, und schon schwebte ein Glas in mein Gesichtsfeld. Eine Zeitlang nippte ich am Hugo und beobachtete die beiden. Man musste Tomaten auf den Augen haben, um eine gewisse Verwandtschaft nicht zu erkennen. Beide für sich agierten sie in einer ihnen nicht angestammten Umgebung und das ging nicht ohne Fluchen ab. Am Herd war es nun einmal heiß und dampfig.

»Ein zweiter, etwas erfahrenerer Lover?«, forschte Peter.

»Von wem sprichst du?«

»Von deinem Besuch. Oder der Vater vom ersten Kind? Sie sehen nicht aus, als könnten sie sich einen Chauffeur leisten.«

»Der Opa.«

»Der Opa, na schau!« Peter sah ins Glas, als erhoffte er sich vom Wein eine Erklärung.

»Nur weil du bald auf die sechzig zugehst, ein Alter also, in dem manche Männer mit dem Begriff Morgenlatte eher einen großen Milchkaffee assoziieren ...«

Nico hustete laut. Ich spähte zu Noa, die von den Düften angelockt ebenfalls aufgetaucht war und soeben dem Bruder über die Schulter schaute. Aber meine pubertierende Tochter fand uns nicht extrem peinlich im Moment und blickte ganz umgänglich drein.

»In vielen Jahren erst!«, verteidigte sich Peter. »Und die anderen, völlig unberechtigten Anschuldigungen sind jetzt wohl nicht ganz äh, jugendfrei. Also doch der Chauffeur. Das Bubi hat ja noch nicht einmal den Führerschein.«

Gut, das konnte stimmen. Die aufgeblasenen Laufschuhe und die Trainingshose mit dem Hosenbund so weit unten, dass er zumindest optisch Rückgrat zeigte, ließen eher an einen Schüler der Oberstufe denken, als an einen werdenden zweifachen Vater. Auch seine Statur und seine Schüchternheit trugen nicht dazu bei, anzunehmen, er wäre der Haushaltsvorstand. Diese Rolle blieb gewiss weiterhin ihrem Vater und offensichtlich gefiel er sich darin.

»Mama, wo hast du die Sojasoße?«, unterbrach Nico meine Gedanken.

Ich deutete zum Kühlschrank.

»Und das Kokosöl?«

»Auch.«

Seufzend schüttelte Nico den Kopf, den er im Look von Ragnar Lodbrok aus der Serie »Vikings« frisiert trug, nur etwas harmloser. »Leute, das gehört nicht in den Kühlschrank!«

»Schon möglich«, bedauerte ich. »Aber weißt du, ich verwende es nicht so oft wie du.«

»Trotzdem, Mama.«

»Sei doch nicht immer päpstlicher als der Papst!« Es ist wirklich schlimm, wenn Kinder meinen, wir Älteren wären Volltrotteln. Nur weil vegan und *back to the roots* in unserer Jugend keine trendigen Themen waren.

»Du fährst also.« Peter ließ nicht locker. Kurz nach dem gemütlichen Essen ging's wieder ans Eingemachte.

»Ja, sicher.«

»Schwachsinn. Dein nicht austerapiertes Helfersyndrom.«

Die Familie, das sind jene Menschen, die einem die Wahrheit immer mitten im Gesicht platzieren. »Da kenne ich noch andere, die davon profitieren.«

»Gott«, stöhnte Nico, »ihr nervt auf eine Art, der auch die entspannteste Person aggressionstechnisch nicht dauerhaft widerstehen kann.« Kopfschüttelnd erhob er sich.

»Danke für die köstlichen Gemüselaiichen, Nico!«, rief ich ihm nach. Anfang zwanzig und schon in seiner Mitte. Wow. Da konnte ich als Mutter also nicht viel falsch gemacht haben.

»Sie waren aber nicht so sensationell, dass ich einen Mord dafür begehe. Und weißt du warum?«, fragte der Karnivore den vegetarischen Sohn.

»Da komme ich jetzt aber nie drauf!« Nico drehte sich nicht einmal um. Er zuckte nur eine Schulter.

»Weil kein Fleisch drinnen war, darum!« Peter winkte ihm zum Abschied, dann wandte er sich wieder mir zu. »Der hatte ein kroatisches Kennzeichen, dein Opa.«

»Erstens ist es nicht *mein* Opa. Zweitens leben sie im Norden Kroatiens, ganz an der Grenze. Die Geburt findet auf der slowenischen Seite statt.« Es stimmte, Peter hatte recht. Ich hatte damals für Kroatien keine Lizenz. »Aber wie sagte Alfred Adler so schön? Die größte Gefahr im Leben ist, dass man zu vorsichtig wird.« Ich liebte diesen Spruch. Man musste auf der Hut sein, sonst schlitterte man wahrscheinlich so hinein, ins geistige und emotionale Koma ... Ich warf meinem Mann

einen nachdenklichen Blick zu. Er war immer noch eine stattliche Erscheinung, das kurze Haar noch dunkel, die Schläfen schon grau, der gestutzte Bart silbern.

»Es freut mich, dass du alles so philosophisch siehst.«

Tom Kenyon ertönte aus dem CD-Player und seine von Trommeln begleitete Stimme fing mich ein. Wenn man für Musik zugänglich ist, bringt einen die vier Oktaven umfassende Stimme allein schon fast in Trance. Ich spürte die Vibrationen überall, spiralförmig zog die Energie vom Basis-Chakra bis ins Herzzentrum. Dazu Peters Hände und das heiße Öl auf meiner Haut. »Nur nicht aufhören«, murmelte ich.

In die himmlische Massage hinein schrillte mein Handy.

»Nein!«, fluchte ich laut, als ich die kroatische Nummer sah. »Das darf jetzt nicht wahr sein!« Ich richtete mich auf. »Yes?«

»Jana there, hi. Time has come.«

Ich sprang auf. Ins Bad düsen und dabei die Kleider aufheben war eins. Peter grunzte nur.

»Tell me«, forderte ich sie auf, während ich mir das T-Shirt überzog. Es klebte unangenehm auf der öligen Haut. Über den aktivierten Lautsprecher hörte ich eine Wehe mit. Das ist immer der untrügliche Beweis, ob es ernst ist. Es war ernst. »Okay, okay, I'll start in ten minutes from here. We stay in contact.« Es war Punkt 20 Uhr.

In wenigen Minuten war ich angezogen und frisiert. Ich schnappte meinen Laptop und warf ein Red Bull und eine Banane in die Tasche, man wusste ja nie. »Alle sieben Minuten Wehen, verdammt! Ciao!«, rief ich Peter zu und sprang die Treppe hinab.

Das Grinsen war ihm inzwischen vergangen. »Fahr vorsichtig! Alles Gute!« Er eilte zum Gartentor und öffnete es für mich. Draußen war es noch hell.

Mein Auto ist immer einsatzbereit, immer vollgetankt, immer gewartet. Darauf schaute Peter, darauf konnte ich mich verlassen. Ich war ihm sehr dankbar dafür, ich wüsste

nicht einmal, wo man das Wischwasser nachfüllt. Geschweige denn andere Dinge wie Öl oder Frostschutzmittel. Ich brauchte also nur noch die slowenische Adresse in mein Navi eingeben und es konnte nichts mehr schiefgehen. Außer, dass ich dennoch zu spät kam, aber das lag nicht in meiner Macht.

»I'm on the road«, meldete ich Jana. »Ankunftszeit elf Uhr.« Ich hörte ein heiseres »Thanks« und legte auf.

Durch die Stadt auf die Autobahn zusteuern, gab ich an jeder Ampel ein paar Details der Adresse ein, bis mein Navi mir Fahrzeit und Uhrzeit meiner Ankunft ausspuckte. Ein paar Minuten waren bereits gewonnen, weil in Graz um diese Zeit wenig Verkehr war, ich sollte also um 23:10 Uhr ankommen.

Nein!, durchzuckte es mich. Zum Henker, ich hatte keine slowenische Vignette! Diese wollte ich mir in den nächsten Tagen besorgen, da der Geburtstermin knapp bevorstand und die Vignette nur eine Woche gültig war. Gut, das kostet mich drei Minuten, überlegte ich, in dem Laden an der Grenze ist nie etwas los. Besser dort als an einer Autobahntankstelle, da musste man eventuell an der Kassa warten.

Okay, sobald die Vignette gekauft und geklebt war, ging es zügig weiter. »Crossed border«, sagte ich Jana noch, bevor ich startete. Eine Zeitlang lauschte ich mich durch sämtliche Sender, dann warf ich meinen Französischkurs für Fortgeschrittene ein.

Kontrolliert schnellfahren und *compréhension orale* gleichzeitig, das geht. Das macht der Tempomat locker. Da werden alle Sinne gefordert, man bleibt konzentriert und wach. Als Pause zog ich mir einen netten Song rein und belohnte mich mit der Banane. Plötzlich, etwas überraschend, dann dieser Drang. Unmissverständlich, deutlich, gnadenlos. Das hatte nichts mit der Dose Red Bull zu tun, das war die Massage, die immer anregend wirkte, nicht nur auf die Blase.

»Scheiße, auch das noch! So ein Kack!« Ich klopfte aufs Lenkrad. Ehrlich, das Aggressive ist mir neu an mir. Aber

wenn sich solch ein Ausbruch an Vulgarismen wiederholt, wird damit ein Umgang gefunden werden müssen.

Wegleugnen war sinnlos. Mantras singen und Haikus rezitieren auch. An einer Raststätte war ich soeben vorbeigefahren, die nächste war fünfzig Kilometer entfernt. Meine Blase meldete sich vehementer. Ich wusste, es gibt keinen Spielraum. Kein bisschen.

Fünf Kilometer weiter kündigte sich ein Parkplatz mit Toiletten an. Ich werde nie in meinem Leben Toiletten an Autobahnparkplätzen benutzen, hatte ich mir in Zeiten geschworen, als mir stundenlanges Vibrieren und Kaffee nichts ausmachten. Never ever. Eine Minute später lenkte ich auf die Abbiegespur.

Schon von Weitem fiel mir auf, wie hell erleuchtet der kleine überschaubare Rastplatz war. Alle fünf Meter stand ein Flutlichtmast. Kein Busch, keine Mauer in dem umzäunten Areal, hinter die ich mich hätte hocken können. Auf dem gänzlich zubetonierten Platz gab es nur die Fernfahrertoilette und zwei geparkte finstere LKWs. Bestimmt lauerten deren Fahrer hinter den dunklen Scheiben und beobachteten den anrollenden PKW. Langsam lenkte ich auf das WC-Kabäuschen zu. Schon der äußere Anblick ließ mich schaudern. Die abgeranzte Hütte war keine Bretterbude, sondern, viel schlimmer, eine vergammelte schwarze Plastikbox mit zwei Türen. Ich hatte keine Wahl.

Sportlich hechtete ich aus dem Auto und zur rechten Tür für Damen. Sie klemmte. Ich weigerte mich aber, es links zu versuchen, und bei nochmaligem Ziehen sprang sie auf. Ich habe in meinem Leben viele Länder bereist, auch die Sahara, Westafrika und das Altiplano der Anden – ich bin einiges gewöhnt. Aber das nicht. Erhellte wurde die Örtlichkeit vom Flutlicht des Parkplatzes, das durch eine Dachluke sickerte. Dennoch konnte ich in dem diffusen Licht an den schwarzen Wänden Unebenheiten erkennen, die meine Fantasie noch anregten und mich beinahe zum Würgen brachten. Es stank erbärmlich. Die Schüssel war auf einem Sockel montiert und

so hoch, dass man unweigerlich anstreifen musste. Ich weiß nicht, welche slowenischen Riesinnen da stehend in leichter Hocke hineinpinkeln konnten – ich konnte es nicht. Angewidert stürzte ich aus der versauten Kojе. Im Schatten der Hütte hockte ich mich auf den Boden. Wer schon einmal mit dem Druck, den ich jetzt hatte, auf Asphalt gepieselt hat, weiß, dass Schuhe und Unterschenkel unweigerlich feucht wurden. Aber das war nur mein Pipi und nicht die stinkenden Ausscheidungen eines ganzen Touristen-Busses. Danach verbrauchte ich eine halbe Vorratspackung Feuchttücher.

Mein Gott, wie hatten es die Neandertaler schön! Die pissten vermutlich einfach in ihr Fell, wo sie gerade waren, und niemand störte sich am Geruch, weil eh alle gleich rochen. Erleichtert schwang ich mich in den Wagen. Neun Uhr vorbei, jetzt hieß es Gas geben. Die erlaubten 130 Stundenkilometer hatte ich echt verspielt. Gefühlsmäßig war da kein Spielraum mehr, auch wenn Jana sich in der Zwischenzeit nicht gemeldet hatte. Ich fuhr zu schnell, aber so viel ich wusste, lauerte hier nirgends ein Radarkasten. Und von den »Zivilen« wusste ich aus Insiderkreisen, dass sie auf die Linksfahrer fokussiert waren. Bis 150 Stundenkilometer würden sie eher ein Auge zudrücken, erst darüber wurde ihr Blick streng.

Weiter ging es mit der Diplomatensprache von Langenscheidt. In der nächsten Pause, etwas vor Ljubljana, belohnte ich mich mit einem kurzen Anruf bei meiner Tochter in Paris.

»Wieder on tour?«, war eher eine Feststellung denn eine Frage.

»Erraten. Weite Strecke – in den Süden Sloweniens.«

»Soll dort schön sein ...«

»Ehrlich gesagt sehe ich nicht viel – von der Landschaft meine ich.«

»Du kannst ja sicherlich bleiben, wenn es irgendwo schön ist«, meinte Nina. »Ich finde deinen Beruf toll!«

»Nun ja, so toll sind Rufbereitschaft und diese Unplanbarkeit auch nicht. Da kann schon passieren, dass du mitten im schönsten Om-Mantra innehältst, weil das Handy scheppert.«

Nina lachte. »Das hast du jetzt nett umschrieben.«

Ich hielt mich einfach an die Spielregeln: Eltern sind für Kinder asexuelle Wesen. Punkt. Das war seinerzeit bei meinen Eltern nicht anders, ich konnte mir nicht einmal Kuscheln vorstellen – von wegen Om-Mantra.

Škofljica tauchte das erste Mal auf einer Ankündigung auf. Demnächst musste ich also die Autobahn verlassen. Da das Navi nun ständig in die Unterhaltung keppeln würde, bis ich mich auf der Strecke nach Kočevje befand, verabschiedete ich mich von meiner Tochter. Bald danach war ich in Richtung des alten Gottschee unterwegs, mir stand eine Stunde auf der Landstraße bevor.

Der erste Anruf kam ein paar Kilometer weiter.

»Hi, Ursula, the pains are now really strong!«

»Okay, okay, Jana, ich bin schon im Anflug!« Eine Stunde. Oder weniger. Es konnte sich ausgehen.

Zehn Uhr abends. Die Landstraße war stockfinster. Es begegneten mir nur noch wenige Fahrzeuge, aber die wie an einer Perlenschnur aufgereihten Orte schienen noch belebt zu sein. Ich legte einen Zahn zu. Zumindest zwischen den Ortschaften war mein Fahrstil interessant, wenn nicht grenzwertig. Radarfallen vermutete ich hier keine und auch die Möglichkeit, dass hinter einer Kurve unvermutet Polizei auftauchte, ignorierte ich geflissentlich. Im Gegensatz zu Deutschland blieb dem slowenischen Polizisten die Ultima Ratio der Daumen-mal-Pi-Methode. In Deutschland geht ohne Laser ja gar nichts.

Irgendwann verließ ich die gut ausgebaute Bundesstraße nach Kočevje und hielt mich in südwestlicher Richtung. Nicht lange und mein Handy rührte sich erneut.

»Ursula, I must push!«

Jössas. Das hörte sich nicht gut an. Gar nicht gut. Genau, du wirst zu spät kommen, meckerte auch mein Alter Ego und war fieserweise wieder dabei, mir Schuldgefühle einzupfropfen. Aber so einfach ging das nicht.

»No!«, entgegnete ich vehement, automatisch fester aufs Gaspedal steigend. »Nicht pressen!« Der Tacho kletterte.

»Where are you?«, stöhnte Jana.

Ich hatte keine Ahnung, wo ich war. Ich wusste nur: 35 Minuten bis zur Ankunft in dem Kaff, in dem ihre Mutter wohnte.

»Hör mal, Jana, nicht rumlaufen und nicht ins Wasser! Am besten du legst dich hin und ja nicht pressen. Mein Navi sagt, ich bin in einer halben Stunde bei dir.«

»Ich bin in Prezid ...«

O Gott, auch das noch! Heute ging aber auch alles schief. Ich bin ja nicht abergläubisch, aber das wäre zum Beispiel ein perfektes Zeichen.

»Ich habe aber die Adresse deiner Mutter ins Navi eingegeben.« Okay, okay, Trotz half da jetzt auch nicht. Bleib ruhig, sagte ich mir, bei dem Affenzahn sind die 35 Minuten auf jeden Fall zu toppen. Wenn mich nicht ein Baum aufhält ... Da hörte ich am anderen Ende der Leitung ein Anschwellen der Stimme. Die nächste Wehe rollte an.

»How long, Ursula?«

»30 Minuten. Atmen, Jana! Nicht pressen!« Schon wieder eine beschissene Ortschaft. 110 Stundenkilometer waren zu schnell, ich ging etwas vom Gas. »Langsam ausatmen, Jana. Nein, nicht mitdrücken. Konzentrier dich aufs Ausatmen. Ja, gut so, super. Und jetzt entspannen.«

Die Wehe war vorbei, die Ortschaft auch. Ich raste in eine mir vollkommen unbekanntes Dunkelheit. Nachdenken durfte ich nicht. Ein Höllentrip. Da plötzlich, mitten auf der einsamen Landstraße ein LKW.

»Was soll denn der Kack?«, fluchte ich laut. »Hopp, hopp! Weg da!«

Doch der Laster war zu breit und zu schnell, um ihn auf der nicht beleuchteten, uneinsichtig kurvigen Straße zu überholen. Keine Chance. Jetzt ist die Scheiße am Dampfen, sagte ich mir. Dann geschah etwas Merkwürdiges. Als ob der Fahrer mein Dilemma erkannt hätte, verstand er mein Signal mit der Lichthupe nicht als Aufforderung, mir die Straße zu überlassen, sondern als Einladung zu einem sportlicheren Fahrstil. Und er gab Gas. Der Möbeltransporter mutierte zu einem Science-Fiction-Rennwagen und ich wähnte mich im völlig falschen Film.

Vielleicht war der Lenker aber auch nur schwerst alkoholisiert und jetzt aufgewacht. Oder lebensmüde. Einmal noch fun und so. Oder er hasste alle Avstrijski und wollte ihnen endlich mal zeigen, dass auch Slowenen Autofahren können. Aber wir fuhren nicht, wir flogen dahin. Unabhängig vom Straßenverlauf. Wie auch immer motiviert, drückte der slowenische Jochen Rindt vor mir unbarmherzig das Gaspedal durch. Denn so wie mit Jochen 1970 in Monza würde es mit uns beiden enden, hier und jetzt in der nächsten Kurve.

Jana schnaufte, stöhnte, ächzte, aber es war der slowenische Champion im Möbelwagen, der mein buddhistisches Gemüt endgültig aus der Ruhe brachte. Andererseits war es meine einzige Chance, in dieser Gegend die Fahrzeit zu verkürzen.

»Nicht pressen, Jana! Atmen, langsam atmen.« Die Wehe verging und auch das Gelände wurde leichter. »Und wieder entspannen, Jana, fallen lassen, ganz locker lassen.«

Der einzige Lockere weit und breit war der irre Typ in dem getarnten Rennlaster vor mir. Geschwindigkeits-Freaks wie er waren nicht normal. Wahrscheinlich zu oft Sauerstoffmangel als Folge der Beschleunigung. Das Hirn setzt aus, die Ohren sind zu. Ich hatte einen Freund, der in jungen Jahren Rennfahrer war und an Le Mans teilgenommen hatte. Der würde vermutlich jetzt noch etwas zulegen. Das tat der Wahnsinnige vor mir auch. Volle Kanne. Offenbar befanden wir uns hier auf einer schnurgeraden Strecke der Landstraße, einer heimlichen Teststrecke von Porsche oder Ferrari. Dachte ich. Hoffte ich. Also bitte, sagte die Tapfere, nämlich ich.

Was dann links und rechts an mir vorbeiflog, erahnte ich nicht einmal.

Jana keuchte und japste nach Luft. »Atmen, Jana ... Langsam atmen!« Hilft fast immer gegen Pressdruck und bei Hyperventilation.

Ich schielte auf den Tachometer. Er kletterte und kletterte. Der schwere Wagen vibrierte. Wie weit will der Typ in seiner Coolness gehen? Er dachte nicht daran, den Fuß vom Gaspedal zu nehmen.

»Äh, bei 200 meldet sich mein Magen«, wollte ich ihm sagen, denn in den Kaldaunen wurde es schon ziemlich mulmig. Aber er hörte mich nicht. An unserer Kommunikation mussten wir noch arbeiten.

Eine Bodenwelle. Ich machte mir fast ins Hemd. Den LKW hob es beinahe aus, aber der verwegene Kerl ließ sich nicht beirren. Danach stieg die Straße an. Scheiße! Du siehst nicht, ob dahinter gerade jemand überholt. Auf deiner Spur. Ebenfalls beschleunigt, keine Frage. Aber das ist dann auch schon egal. Ob man bei einer Aufprallgeschwindigkeit von 200 oder 230 Stundenkilometern mit dem anderen schmust, es zerbröselt dich in jedem Fall. Oder du touchierst ein Reh. Ich war auf dem Land ...

Die nächste Wehe war im Anmarsch. Jana stöhnte in den Äther. Ich drehte die Freisprechanlage etwas zurück. Die Geschwindigkeit auch.

»How long, Ursula?«

»Fünfzehn«, schummelte ich. »Du machst das toll! ... Entspann dich wieder!«

Mr. Speed in seinem Rennlaster ging vom Gas, gerade rechtzeitig, bevor das Speibsackerl überlief. Eine Ortschaft kündigte sich an. Sein garantiert triumphierendes Lächeln sah ich nicht. Und er sah meine leicht ins Grünliche changierende Gesichtsfarbe auch nicht.

»Meine Hausstrecke«, würde er achselzuckend sagen. Ah ja, klar, ein im normalen Leben schwarzer-Golf-GTI-Fahrer, tippte ich.

Am Ortsausgang beschleunigte er nicht mehr. Er blinkte und drehte ab. Ich hupte lange und voller Anerkennung. Und Dank.

So etwas hatte ich noch nie erlebt. Irgendwie schade, ich hätte den Typen gerne gefragt, ob das seine heimliche Übungsstrecke war. Vielleicht würde er an dieser Stelle erwähnen, dass er der amtierende Weltmeister im Amateur-Rennsport der Möbeltransporter war. Oder doch Special-Free-Style?

Für den heutigen Kick reichte es jedenfalls, atmete ich auf. Mein Lächeln war allerdings etwas schmallippig. Die nächste Wehe kam und wir veratmeten sie gemeinsam.

Rechts und links der Fahrbahn war nun Wald – wie unheimlich. Ich war immer noch mit ordentlichem Tempo unterwegs. Jetzt ein Reh und es war vorbei, überlegte ich. Mit dem Reh und mit mir, denn hier fand mich niemand. Schlimmer ist nur noch Wald in der Nacht mit Nebel.

»How long, Ursula?«, dröhnte es laut, Jana musste wohl direkt ins Handy schreien.

»Fünf Minuten«, triumphierte ich leise. Soeben hatte mein Navi die Zeit nach unten korrigiert. »Wie finde ich das Haus, Jana? Und den Eingang?« Es war stockdunkel und manchmal waren die Zugänge nicht beleuchtet.

»Du bleibst, von meiner Mutter kommend, auf dieser Straße, sie führt dich nach Prezid. Fahr bis ans Ende des Ortes, immer die Hauptstraße entlang. Mein Vater wird dich auf der Straße erwarten.«

»Okay.«

Ich hörte, wie sie schnaufte, stöhnte und ächzte. Mitten in die freundliche Ansage meines Navis »Sie haben ihr Ziel erreicht« drang verhaltenes Pressen an mein Ohr. »Nicht drücken!«, rief ich, dem Ziel so nahe. »Ich bin gleich da! Einatmen, ausatmen! Ja, prima, du machst das super!«

Jana keuchte und japste nach Luft. Das Haus, an dem ich soeben vorbeigeprescht war, hatte ich kaum registriert. Jetzt ging es wieder durch einen Wald.

Plötzlich, mitten im Nirgendwo eine drastische Geschwindigkeitsbeschränkung. Ein Bahnübergang in dieser Wildnis? Glücklicherweise hatte ich abgebremst. Wie aus dem Nichts tauchte ein kleines Kabäuschen auf, vor dem sich die Straße teilte. Erst als mich der Uniformierte hinter der Glasscheibe nachdenklich anschaute, checkte ich, dass er meinen Pass sehen wollte. Na klar, das war der Grenzposten kurz vor Prezid.

Der Penner hatte natürlich alle Zeit der Welt in dieser Einöde. Genüsslich seinen Schnurrbart zwirbelnd blätterte er in meinem Dokument. Komm schon, soll ich in Schönheit erstarrt da Wurzeln schlagen oder kann ich fahren? Ich gebe ja zu, dass mein Pass mit den bunten Visastempeln sich wie die Bildzeitung liest, aber wir wollen doch beide nicht, dass Jana die nächste Wehe bekommt. Wenn er ihr Stöhnen über die Freisprechanlage mithört, habe ich vermutlich ein Problem. Wer an diesen Grenzposten strafversetzt wurde, spricht garantiert kein Englisch. Und meine Blässe und die immer noch schlotternden Knie müsste ich auch irgendwie erklären.

Ich schenkte ihm ein Lächeln, das so entwaffnend war, dass er unwillkürlich zurücklächelte. Und mir meinen Pass aushändigte. Na schau, geht doch. Kaum außer Sichtweite, gab ich Gas.

Oskar senior war nicht zu übersehen. Mit quietschenden Reifen hielt ich vor dem auf der Straße hüpfenden und winkenden Mann. Es war filmreif.

Er deutete zum Eingang. Die wenigen Stufen nahm ich im Laufschrift. Gepresstes Stöhnen drang an mein Ohr und wies mir den Weg. An der Türschwelle gelang es mir sogar noch, meine Schuhe wegzukicken. Dann stand ich mitten im Wohnzimmer, mitten im Geschehen.

In dem großen Raum gab es nur eine Essecke rechts und eine schokoladenfarbige Sitzgarnitur links. Den Rest an Möbeln hatte man entweder entfernt, oder noch nicht beschafft. Zwischen Esstisch und Polstermöbeln stand ein

mit Wasser gefüllter Geburtspool. Jana kniete am Boden, den Oberkörper auf das braune, zottelige Sitzmöbel gelegt, und presste. Während der Wehe war der Kopf schon zu sehen, aber er war noch nicht auf Höhe des Beckenbodens. Meine Anleitungen während der letzten halben Stunde, nicht mitzupressen, stellten sich im Nachhinein als goldrichtig heraus.

»Hi Jana!« Ich umarmte die junge Frau, die mir einen sehr erleichterten Blick zuwarf.

»Oh Ursula, it's so terrible!«, seufzte sie nach Abklingen der Wehe.

Bevor ich die Lage des Kopfes untersuchte, hörte ich die Herztöne ab. Dem Kind ging es gut. Nun begrüßte ich die Leute ringsum und ermutigte Jana, in den Pool zu steigen. Dorijan, ihre Schwester samt Mann und ihr Vater halfen ihr dabei, versorgten sie mit Saft, wischten ihr den Schweiß von der Stirn und lasen ihr jeden Wunsch von den Lippen ab. Jana thronte wie eine Königin im Wasser und lächelte huldvoll. Bis die nächste Wehe kam.

Nun aus Leibeskräften pressend, schrie die Frau wie am Spieß. Kurz war ich verunsichert, weil ich zuvor einen großen Kopf getastet hatte, doch sofort spürten meine Finger nun unter der Wehe, dass genug Platz war. Ich bat um ein Öl und verteilte es in der Wehenpause zwischen den Labien. »Damit das Kleine herausflutscht wie ein Fisch.«

Nach zwei weiteren Presswehen, bei denen Jana perfekt den Eindruck vermittelte, als würde sie jeden Moment das Zeitliche segnen, ergoss sich missfarbiges Fruchtwasser in das glasklare Wasser des Pools. Ich überprüfte die Herztöne, sie waren noch in Ordnung. In der anschließenden Wehe schob sich der Kopf in das hell erleuchtete Wasser. Die Wohnzimmerlampe hing direkt über dem Pool, aber Jana wollte sie nicht ausdrehen – vielleicht, damit Fotoapparat und Videokamera die Heldentat in bestem Licht aufnehmen.

Routinemäßig schob ich einen Finger zwischen Kopf und Janas Beinen vorbei an den Hals des Kindes. Verdammst! Ich war mir sicher, mehr als eine straffe Nabelschnur zu tasten.

»Sorry, Jana«, rief ich, »aber du musst da jetzt raus, und zwar flott!« Vor Nabelschnurumschlingungen hatte ich im Allgemeinen keine Angst, jedenfalls nicht die Angst, die man allgemein verbreitete, aber mit dem Kopf unter Wasser und ohne Aussicht auf die nächste Wehe sah es anders aus. Kinder mit Stress begannen unter Wasser zu atmen – und konnten auch ertrinken.

Gestikulierend wandte ich mich an die umstehenden Herren: »Sie muss sofort aus dem Wasser!«

Die schwerfällige Jana sah das offensichtlich anders, zumal der Kopf des Kindes zwischen ihren Beinen war, denn sie half nicht wirklich mit, aus dem tiefen Becken herauszukommen. Partner, Vater und Schwager schafften es nur mühsam, die hundert Kilo aus dem Geburtspool zu hieven. Kaum war sie an Land und auf dem Sofa, kam die nächste Wehe. Die restlichen vier Kilo verließen Janas Körper. Um den Hals des Kindes war vier Mal eine straffe Nabelschnur geschlungen.

Hastig wickelte ich das kräftige Mädchen aus den dünnen Schlingen, es war blass, aber nicht schlaff. Mit dem sofortigen Absaugen und der anschließenden Massage und Kältereizen begann es umgehend zu schreien, nach ein paar Minuten schon war die Kleine rosig und fit.

Ich richtete mich auf, meine Knie schmerzten von dem harten Holzlaminat. Bei Jana war alles okay, sie hatte nicht einmal eine Schürfwunde.

Was für ein beschissener Tag heute. Im Nachhinein ist man ja immer gescheiter, das gilt ganz besonders für die Geburtshilfe. Hätte man Jana, wie in den ex-jugoslawischen Geburtenstationen üblich, Oxytocin gegeben, vor allem um die Austreibungsphase abzukürzen, hätte es weit schlimmere Probleme gegeben. Denn dann wären die Erholungsphasen zwischen den Wehen kürzer gewesen, das Kind hätte dementsprechend mit Herztonabfall reagiert. Die schon seit Wochen um den Hals gelegene Nabelschnur hätte keine Zeit gehabt, sich so weit zu dehnen, dass sie trotz der Vierfachumschlingung auf dem Weg nach unten das Kind den-

noch mit genügend Sauerstoff versorgt hätte. Vor allem am Schluss, wenn die Option eines Kaiserschnitts längst nicht mehr gegeben gewesen wäre, hätte eine dann zu kurze Nabelschnur das Kind beeinträchtigt. Die Vierfachumschlingung war natürlich auch der Grund dafür, dass ich noch rechtzeitig gekommen war.

Müde setzte ich mich an den Tisch und beobachtete die Runde. Wie so oft, war hinterher alles nur halb so schlimm gewesen. Jana begutachtete die Fotos und Videoaufnahmen, ich sah an ihren Reaktionen, wie glücklich sie war. Dorijan nickte nur und der stolze Großvater schleppte Oskar junior durch die Gegend, der unbedingt aufgeweckt werden musste, um sein Schwesterchen zu begrüßen. Schwester und Schwager beschäftigten sich mit ihren Smartphones. Hier war ein gewisser Hang zu selbstzufriedenem Hinterwäldlertum vorhanden. Hauptsache, die Fotos waren gelungen.

»Kind da. Alles okay«, smste ich meinem Mann trotz der späten Stunde. Vielleicht war der Glückliche schon in einem Zustand, in dem er mithilfe des Körpers Wein in Wasser verwandelte, sich also wenn schon nicht göttlich, so zumindest jesusähnlich fühlte. Soll er nur. Aber ich würde ihn in zwei, drei Stunden ohnehin aus dem Schlaf reißen, damit er mich unterhielt. Das machte ich seit einem Jahr immer dann, wenn ich keine akzeptable Möglichkeit für einen erholsamen Schlaf vorfand, oder aus einem anderen wichtigen Grund nach Hause fahren musste und irgendwann unterwegs die Augen nicht mehr offenhalten konnte. Autobahnen sind um fünf Uhr morgens tödlich. Da halfen kein Radio und keine offenen Fenster. Ich wusste wovon ich sprach. Peter wusste es auch und gab sich immer größte Mühe.

Bevor ich nun länger dasaß und trockene Saharakekse einspeichelte, beschloss ich mich auf den Heimweg zu machen. Ich bin ja nicht wählerisch oder über die Maßen anspruchsvoll. Aber manchmal gab es nicht einmal das. Nur Wasser. Deshalb die Banane in meiner Tasche als eiserne Notration.

Dabei probierte ich gerne fremde Küchen. Junge Menschen experimentieren oft ganz originell. Man soll ja für Neues aufgeschlossen sein – damit meine ich nicht das beharrliche Vordringen in immer neue Gewichtsklassen, wie es die Waage morgens niederträchtig verkündet.

Dann entdeckte ich doch noch einen Apfel, der in der Obstschüssel auch schon das Zeitliche segnete, aber ich dachte, besser als nichts. Oskar senior fand sogar noch eine halbe Tafel Schokolade. Das reichte fürs erste, es gab unterwegs ja Gott sei Dank Autobahnraststätten. Vielleicht würde ich auch ein Nickerchen halten, im Sommer ging das im Auto, da bestand nicht die Gefahr der spontanen Vergletscherung, wenn man den Motor abstellte. Genau für dieses Powernapping unterwegs hatte mir meine Tochter Anna ein Kissen gehäkelt, das beruhigenden Kräuterduft verströmte. Anlass dafür war ein Sekundenschlaf, der mich im Vorjahr um fünf Uhr früh erwischt hatte, aber Gott sei Dank nicht bei hundertsechzig auf der Autobahn, denn dann ... Na ja, da braucht man jetzt nicht viel Fantasie.

Im Auto befel mich eine große Leere. Diese Nacht ließ mich um gefühlte fünf Jahre altern. Aber wahrscheinlich nehmen wir uns ja alle viel zu ernst. Wir sind hier unten nur elende unbedeutende Wichte, wie im Wind wirbelnde Blätter. Ohne Halt, ohne Ziel. Ich lachte. In den Jahrzehnten, die ich für diese einfache Einsicht gebraucht hatte, dachten sich andere aufsehenerregende neue Theorien zur Quantenphysik aus. Das ist der Unterschied: Ich bin eben keine Physikerin, nicht einmal Wissenschaftlerin. Ich bin nur eine Frau mit etwas mehr Empathie und Geduld als viele andere. Und einem großen Vertrauen in die Weisheit der Natur.

Um einiges gemächlicher als noch vor ein paar Stunden, zuckelte ich durch die Nacht. Ich befand mich am A der Welt, an der nächsten Raststation würde ich mir ein Red Bull kaufen und einen buttertriefenden Toast. Es sind die kleinen Freuden, die das Leben versüßen.

Nachwort

Ausgebildet in einem System, das Frau und Kind nicht als Einheit betrachtet, sondern bestenfalls als zwei interagierende medizinische Probleme in ein und demselben Körper, einem System also, das Geburt nie als Erlebnis, wohl aber als potenzielle Bedrohung betrachtet, wurde ich in den Spitälern immer wieder einmal dazu verführt, den Fokus ebenso wie die Schulmedizin auf einzelne Faktoren, auf nach oben oder unten abweichende Parameter zu richten. Es waren letztlich die überzeugenden Ergebnisse der Hausgeburten, die mein Hauptaugenmerk auf das Geschehen an sich lenkten, auf dieses über Millionen von Jahren zur Arterhaltung perfektionierte harmonische Zusammenspiel.

In den Ausbildungsstätten, den großen Spitälern, allerdings wüten die aus der Neigungsgruppe Prophylaxetäter kommenden Verantwortlichen in der auf Komplikationen und Pathologien fokussierten Ausbildung. Sie schaffen auch für die motiviertesten Jungärztinnen und -ärzte nicht gerade akzeptable Bedingungen oder gar ein kreatives Milieu, um es mit alternativen Gebärmethoden zu versuchen. Leid tut es mir um diejenigen bemühten Geburtshelfer, mit denen ich das Glück habe oder hatte zusammenzuarbeiten. Sie sehen sich in dem Dunstkreis der Kaiserschnittbefürworter, harscher Kritiker der selbstbestimmten Geburt und Verfechter einer hundertprozentig risikofreien Geburtshilfe, die es trotz allem nie geben kann, permanent der Gefahr ausgesetzt, allmächtigen Gutachtern ausgeliefert zu sein, und stehen mit dem Rücken zur Wand.

Ich weiß, dass ich alleine nichts verändern kann. Das System, das geburtshilfliche Establishment, die Ärztekammer bzw. -lobby und die alles dominierende Pharmaindustrie sind einfach zu mächtig, zu kompromisslos. Mit hebammenorientierten Spontangeburt kann niemand etwas verdienen.

Mit dem vorliegenden Buch hoffe ich, dennoch etwas zu dem neuen, alten Verständnis von dem, was Geburt für uns

Frauen bedeuten kann, beizutragen. Dass es auch für die Kinder nicht gleichgültig ist, wie sie geboren werden, wird man vielleicht erst in ein paar Jahren mit besseren und kritischeren Studien belegen können. Dann ist es aber für viele Kinder bereits zu spät.

An dieser Stelle möchte ich sechs unermüdlichen Kämpferinnen und Kämpfern für die natürliche Geburt danken, die mich ebenfalls zu diesem Buch inspiriert haben: Prof. Dr. Alfred Rockenschaub, Maierhöfen (+); Angelika Rodler, Graz; Sylvia Sedlak, Wien; Dr. Anna Rockel-Loenhoff, Unna, Deutschland; Dr. Caroline Oblasser, Salzburg; Edith Papsch, Wien. Danke.

It is dreams that create history.

Foto: Noa Walch



Mag. phil. Ursula Walch ist freiberufliche Hausgeburtshebamme in Graz, Projektmanagerin, Dolmetscherin und Autorin, u. a. historischer Romane. Vorträge auf internationalen Kongressen führten sie in mehrere Länder Südamerikas. Sie arbeitete elf Jahre in Spanien, betreut seit Jahren ein Hebammen-Projekt in der Westsahara und baute in Graz einen FH-Studiengang für Hebammen auf. 2014 gründete sie nach einer längeren Reise durch den Senegal SAAMA, eine Non-profit-Organisation gegen weibliche Genitalverstümmelung. SAAMA hilft in dem jüngst eröffneten Zentrum in Dakar betroffenen Frauen und Mädchen mittels medizinischer, psychologischer und chirurgischer Maßnahmen. Ursula Walch ist verheiratet und hat vier Kinder.

Weitere Infos unter:
www.ursula-walch.at
www.no-fgm.org

